

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 76 (1999)
Heft: 6

Artikel: Erinnerungen an die alte Klosterschule Mariastein
Autor: Brunner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031020>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen an die alte Klosterschule Mariastein

Hans Brunner, Winznau

Im Provinzarchiv der Schweizer Kapuziner in Luzern werden die «Erinnerungen aus meinem Leben» des Kapuziners P. Matthäus Keust aufbewahrt. Sie sind eine Fundgrube von Einzelheiten aus einem bewegten Leben, das er als Kapuziner an verschiedenen Orten in der Schweiz zugebracht hat. In seiner angeborenen Bescheidenheit sagt er einleitend: «Ob schon mein Leben keine besondere grosse Bedeutung hat, kam mir doch schon oft der Gedanke, ich solle einiges davon niederschreiben, und wenn ich es tue, so geschieht es nur wegen mir selbst, um dem Drange meines Herzens zu folgen.» Dabei ahnte er wohl kaum, dass hundert Jahre später sein Tagebuch nach wie vor aktuell ist und zum bessern Verständnis der Geschichte, vor allem des Kulturkampfes, den er als Guardian in den Kapuzinerklöstern Dornach und Olten erlebt hatte, beiträgt.

P. Matthäus wurde am 18. September 1828 in Härkingen geboren, besuchte die Bezirksschule in Neuendorf und Olten, teilte die Schulbank mit dem Gründer des «Oltner Tagblattes» Peter Dietschi, der dann in den Wirren des Kulturkampfes zu seinem Gegner wurde, aber auch mit Adam Motschi aus Oberbuchsitzen, dem späteren Abt Carl des Klosters Mariastein. Die Profess legte er 1850 in Luzern ab, wurde am 21. Dezember 1852 in Solothurn zum Priester geweiht, wirkte als Seelsorger in den Kapuzinerklöstern von Mels, Freiburg, Olten (1858–1862), Schüpfheim, Luzern, Solothurn, Rapperswil; als Guardian in Appenzell, in Dornach (1872–1875), in Olten (1876–1879), in Mels und in Altdorf, wo er 1898 am 3. März starb.

Korrespondent und Schriftsteller

Pater Matthäus liebte das Schreiben; mehrere Jahre war er Korrespondent unter einem Pseudonym der «Schwyzer-Zeitung» und der «Appenzeller-Zeitung». Er verfasste die beiden Büchlein «Der Bucherfranz» und «Erlebnisse einer Linde», in denen er versuchte, die fast täglichen Angriffe der Redaktoren des «Oltner Wochenblattes» und des «Oltner Tagblattes», Dr. Adolf Christen und Peter Dietschi, die er in der Kulturkampfzeit ertragen musste, als es darum ging, das Kapuzinerkloster Olten aufzuheben, literarisch zu verarbeiten und dem kleinen noch übriggebliebenen römisch-katholischen Kreis Aufmunterung zu geben.

Er empfand «eine ausserordentliche Freude, wenn ich hören konnte, wem die Artikel zugeschrieben wurden. Mitunter waren es recht gelehrte und geistreiche Männer, und da habe ich in meinem Innern herzlich gelacht und gedacht, wenn man wissen würde, welch ein einfältiger Tschoopen der Einsender sei, kein Hahn würde darnach gekräht haben. Kein Mensch kann glauben, was für einen Reiz dieses für mich hatte.»

Bald einmal gab er die Korrespondententätigkeit auf, obwohl er einen immer grösseren Leserkreis erreichte, «sogar in der Neuen Zürcher-Zeitung angefochten wurde, von den kantonalen Blättern gar nicht zu sagen.»

Pionier der Photographie

«Bei meiner Liebhaberei zum Zeitungsfach habe ich mich sehr oft und sehnlich gewünscht, photographieren zu können.» Dies wurde ihm schon bald durch einen Freund und Schulkameraden ermöglicht, der ihm ver-



Kapuzinerpater Matthäus Keust, ein Pionier der Photographie, mit seiner Kamera.

sicherte, «dass es nichts Leichteres gebe, als das Photographieren. Das gehe wie das Kaffeemachen.»

Wie bei allen neuen Arbeiten, die P. Matthäus an die Hand nahm, war er auch hier mit Leib und Seele dabei. «Ich hüpfte vor Freude, als ich das schwarze Gesicht des P. Mauritius, welcher mir zuerst sass, auf dem Glas zu unterscheiden vermochte.» Es ist mehr als nur verständlich, dass ihn die Leute in den Dörfern, in denen er längere Zeit Aushilfe leisten musste, eingehend baten, den Apparat mitzunehmen. «So tat ich es in Mümliswil und in Kienberg, aber dann musste ich aufhören. Ich hatte keine Ruhe mehr, da sollte ich ganze Familien und ganze Dorfschaften photographieren. Alles wollte von mir die Photographie, und Geld bekam ich zum Erbarmen. Wäre es mir daran gelegen gewesen wie nicht und ich hätte mir als Capuziner ein Vermögen machen dürfen oder wollen, so würde ich ganz bestimmt ein reicher Mann geworden sein.»

Die Reise nach Rom

1868 durfte P. Matthäus den Provinzial, P. Maximus Kamber aus Hägendorf, der von 1866 bis 1869 und von 1873 bis 1876 an der Spitze der Schweizer Kapuziner stand, nach Rom begleiten. Die Beschreibung dieser zum Teil beschwerlichen Reise zeigt einen staunenden P. Matthäus. Für unsere heutige schnelle Zeit ist es kaum zu begreifen, dass ein Mensch stundenlang auf dem Mailänder Dom stehen und schauen und staunen kann. Bald einmal erkannte er, nach dem sie tagelang von Kunstwerk zu Kunstwerk zogen, «dass man, um Rom auch nur ein wenig kennen zu lernen, man wenigstens drei Monate Zeit haben muss, sonst wird man müde und überladen. Jeder Schritt, den man tut, jeder Fuss Erde in Rom ist interessant und bietet Stoff zur Betrachtung und Bewunderung.»

Von allen Sehenswürdigkeiten prägte er sich das Wesentliche ein und schrieb «über eine höchst interessante Kirche (*das Pantheon*), die man nicht mehr vergisst. Sie ist ein grossartiges Monument alter römischer Architektur, eine riesenhafte Kuppel ruht auf einem gewaltigen Rundbau, der in schönster Harmonie bis zu einer Öffnung des Gewölbes reicht, durch welche das Oberlicht, das einzige in der Kirche, die weiten Räume erleuchtet und zwar mit einer wunderbaren, zauberhaften Wirkung. Man glaubt, es sei absolut unmöglich, dass durch eine scheinbar so kleine Öffnung eine solche Lichtfülle ins Innere zu dringen im Stande sei.»

Guardian in Olten

1876 bestimmte die Ordensleitung P. Matthäus zum Guardian in Olten. «Um diesen Posten hat mich damals niemand beneidet, und ich selber konnte einen schweren Seufzer nicht unterdrücken. Ich kam mir vor wie ein Verurteilter, der seine Strafe anzutreten hatte. (...) Mit schwerem Herzen ging ich also im Herbst wieder nach Olten, wo ich einst so gerne war und so schöne Tage verlebt hatte. Wie hatte sich doch alles verändert! Wie waren doch an die Stelle der frühern so schönen Verhältnisse so namenlos traurige getreten. (...) Wie wurden wir von Dr. Christen in seinem Wochen-

blatt» wegen gehaltenen Predigten beschnarcht und verleumdet. Etwas weniger grob und gemein benahm sich Herr Redaktor Peter Diet-schi, mein einstiger Liebling, gegen uns, aber wo auch er uns eines versetzen konnte, unterliess er es nicht in seinem «Volksblatte». Man liess keinen guten Faden an uns.»

Dass dieser feinfühlig, kunstbegeisterte und volksverbundene Mensch zutiefst betroffen war von den ungerechtfertigten Angriffen, lässt sich leicht nachvollziehen und nur zu gut glaubt man ihm, dass er «noch nirgends so viel Bitteres und Schmerzliches erfahren hatte». Weil er Olten und den Kanton Solothurn liebte und «so herzlich gerne dort für sein Leben geblieben wäre, konnte ich es nicht mehr aus-halten. Ich musste fort, um das Elend nicht mehr in nächster Nähe zu sehen.»

In der Klosterschule Mariastein

Hans Keust, der spätere P. Matthäus, besuchte von 1845 bis 1849 die Klosterschule in Mariastein und wäre anschliessend mit einem Mitstudenten gerne als Novize in diese Klo-stergemeinschaft eingetreten. Der Beschluss der Solothurner Regierung, die Aufnahme von Novizen von einer Prüfung abhängig zu machen, «damit nicht eine Masse unwissender und ränkevoller Menschen in den Klöstern versammelt und genährt werden müsste», bewirkte, dass die Wartezeit für eine Aufnahme über Jahre dauern konnte. «Wohl sieben oder noch mehr von unsern frühern Schulkamera-den waren im Noviziat, und alle diese mussten so sechs oder sieben oder noch mehr Jahre warten, bis sie zur hl. Profession gelangen konnten. Vorher musste in Solothurn, von der Regierung angeordnet, eine Staatsprüfung ab-gelegt werden, die erst noch zweifelhaft ausfal-len konnte. Mariastein hätte uns beide gerne aufgenommen, aber unter diesen gegebenen traurigen Verhältnissen hatte es Novizen mehr als genug, und wir selber hatten nicht Lust, noch jahrelang im Ungewissen zu sein.

«Geht zu den Kapuzinern», sagte P. Leo Stöcklin (1803–1873, Abt von 1867–1873) zu uns, und wir liessen uns dieses nicht zweimal gesagt sein. Während ich in Mariastein war, kamen oft Kapuziner nach Mariastein, an einigen Festtagen auch zum Predigen, und jedesmal

hatten wir Studenten Freude. Obschon ich schon damals etwas verächtlich von Kapu-zinaden reden gehört, kam es mir und allen andern Studenten vor, die Kapuziner predigen recht gut und namentlich für das Volk. Dann sahen und beobachteten wir, dass die Herren von Mariastein mit den Kapuzinern in einem recht guten Verhältnis stehen und so war es uns gar nicht schwer, bei den Kapuzinern um Aufnahme zu bitten. P. Leo selber hat sich an den damaligen Provinzial, P. Damascen Bleuel, für uns verwendet und Zusage erhalten, nur mussten wir uns nach Vorschrift persön-lich noch vor ihm stellen und eine kleine Prü-fung bestehen. Jetzt wussten wir, wo wir dar-an waren und so kleine Neckereien von Seite der übrigen Studenten fehlten nicht, aber an-gehende Kapuziner gingen ganz stoisch, ich müsste fast sagen stolz darüber weg.»

Sein harmonischer Charakter, seine Freude, Neues zu entdecken, sein Humor und sein Schalk, die ihn bis an sein Lebensende beglei-tet haben, treten schon in der «Mariasteiner-zeit» auf. In der Folge sollen einige Studenten-streiche, aber auch Eindrücke, die er in dieser Zeit im Kloster erlebt hatte, wiedergegeben werden.

Der schwere Abschied von der Familie

«Als ich nun am Morgen der Abreise gefrüh-stückt hatte und zwar gut und den Tornister auf dem Rücken, den Stecken in der Hand, reisefertig dastand und Vater und Mutter und einem Geschwister nach dem andern die Hand zum Abschied reichte, da fing ich an zu weinen, als gelte der Abschied für's ganze Le-ben, und alle weinten mit, sogar der Vater. Ei-nen so schweren Augenblick hatte ich noch nie vorher und auch nie mehr nachher. Ich machte nun, dass ich fortkam, aber noch eini-ge Male musste ich zurückschauen. Im Dorfe drinnen erwartete mich der Onkel, der mich nach Mariastein begleiten wollte. Der Weg war weit, führt von meiner Heimat über 3 grosse Berge der Jurakette, über den Berg bei Oberbuchsiten, über den Passwang bei Müm-liswil nach Beinwil und über den Blauenberg. Gibt einen Marsch von 11–12 Stunden. Als wir den Passwang hinaufstiegen, der mir weit und beschwerlich vorkam, meinte ich doch

gegenüber meinem Onkel, dass ich lieber 7 mal über den Passwang gehen wolle, als noch einmal daheim Abschied nehmen. «Das wird ein andernmal schon leichter gehen», sagte er, er hatte recht.

Wie pochte doch mein Herz, als wir auf der Höhe des Blauen auf das Kloster Mariastein herabblickten, in welchem ich nun wohnen und studieren sollte! Aber eine gewisse Furcht konnte ich nicht loskommen; ich hielt die Herren von Mariastein, bei denen auch der so gescheite «Odi» (*Adam Motschi, 1827–1900, der spätere P. Karl, der 1873 Abt von Mariastein wurde*) sich befand, für ungemein gelehrt und ich selber war in allem noch so unwissend, hatte so wenig in den Schulen gelernt, war so zurück. Dieses Bewusstsein lag schwer auf meinem Herzen, es war aber ein Schuldbewusstsein. In Mariastein war meine Aufnahme eine wahrhaft herzliche, namentlich von Seiten des P. Leo Stöcklin, welcher Moderator (*Schulleiter*) an der Schule war. Er kannte meinen Onkel dem Namen nach gut, weil er im Jahre 1841 auch unter jenen Männern sich befand, die das damalige munzingerische Regiment als konservative Aufrührer ins Loch werfen liess. Auch die Studenten, alle ohne Ausnahme, waren freundlich und gut gegen mich, so dass ich mich gleich heimisch fühlte. Der Onkel machte sich am andern Morgen aus dem Staube, ohne mich noch einmal zu sehen, er wollte mir eine neue Auflage des Abschiedsschmerz von gestern ersparen, und er hat wohl getan daran.»

Die herrliche Lage des Klosters

«Nun war ich in ganz neuen, ganz andern Verhältnissen, aber in Verhältnissen, die mir ganz zusagten. Einiges kam mir schon ein wenig kurios vor, aber im ganzen hatte ich mich in ein paar Tagen an alles gewöhnt und fühlte mich daheim. Das regelmässige Leben, das geordnet war, wie eine Uhr und sich Tag und Nacht wiederholte und doch wieder Abwechslung hat, gefiel mir recht wohl; mein sonst so unstäter Geist hatte Gefallen daran. In der Schule kam ich so ziemlich mit den andern fort, weil sie auch keine Ausbünde waren. Ich musste natürlich mit der Principi beginnen, in

welche Klasse die Anfänger kamen und die im Latein auf meiner Stufe stunden, d.h. auch noch nichts konnten, wie ich. Im Deutschen und Französischen war ich unter den besten und im gefürchteten Rechnen waren viele so gewandt, wie ich selber, so dass ich mich nicht zu genieren hatte. Wie mir scheinen wollte, wurde das Rechnen nicht so hoch angeschlagen, wie in den Bezirksschulen zu Neuendorf und Olten. Es war deshalb kein Mensch froher, als ich und ein gewaltiger Stein ab meinem Herzen gewälzt. Nur nicht rechnen! Wenn die Rechnungsstunde kam, hatte ich Langezeit und wünschte sie vorüber. Latein lernte ich schwer, aber nicht ungerne und hatte eine unaussprechliche Freude, als ich das Sätzlein «In principio creavit Deus caelum et terram» (*im Anfang schuf Gott Himmel und Erde*) verstand. (...)

Ganz besonders gefiel mir das Kloster und die herrliche Lage desselben. Schön ist das Kloster nicht und ganz unregelmässig gebaut, aber gerade das hat mich mehr angesprochen, als die einförmigen imposanten Klöster St. Urban und Einsiedeln. Die Lage ist unvergleichlich. Fern von Dörfern, hoch auf Felsen stehend, an einem Abgrunde, in den hinabzublicken einen fast schaudert, geniesst man von ihm aus eine Aussicht, die ihres Gleichen sucht. Ich selber aber schaute am allerliebsten ins Tal hinab und auf die schauerlichen Felsen, an denen die Krähen, Dolen, Sperber in ganzen Scharen herumflogen und in ihnen nisteten. Da gab es dann wieder zu träumen, wenn ich nicht wieder gestört wurde. So ungerne ich früher und namentlich in letzter Zeit zur Kirche ging, so gerne ging ich jetzt. Der herrliche Gottesdienst in der herrlichen Kirche übte einen wahren Zauber auf mein Herz und erst die unterirdische Felsengrotte, die Wallfahrtskapelle mit dem Gnadenbild der Muttergottes – mein Gott! wie weckte dieser Ort Gefühle in mir, die bisher geschlummert hatten, sogar unbekannt waren. Es war hohe Zeit für mich, dass ich in eine andere Luft kam, und ich war wirklich in einer andern, in einer wo alles darauf berechnet war, ein wenig religiösen Sinn wecken und den geweckten zu fördern. Wie weit sah ich mich in dieser Beziehung vor allen Studenten zurück? Ich vergesse in meinem ganzen Leben nie mehr den Eindruck, den das

grosse Freskobilde der Muttergottes hoch oben am Kirchengewölbe auf mich machte, als ich es zum ersten Mal gesehen. Mit regelmässigen, fast erzürnten Blicken schaute Maria auf mich herab und forderte mich auf, ein anderes, ein religiöseres, besseres Leben zu beginnen. Diese Blicke drangen tief, tief in mein Herz hinein, und ich folgte der Mahnung. Oft ging ich deshalb, wenn es tunlich war und niemand es merkte, geschwind in die unterirdische Kapelle hinab, um einige Ave Maria und das Salve zu beten. Es führte eine ungemein hohe Stiege durch die Felsen, aber ich war geschwind hin- und zurück, indem ich mindestens 4–5 Staffeln oder Tritte in einem Sprung nahm.»

Laudate Deum in tympano et choro

«Als ich zum ersten Mal einem musizierten Amt beiwohnte, da stand es fest bei mir, dass ich auch mithalten und mitmachen wollte. Welch herrlicher Gesang, namentlich von 2 Studenten mit noch ungebrochenen Stimmen, Bohner und Blum. Welch herrliche Musik, mit allen möglichen Instrumenten. Aber nur ein Instrument machte Eindruck auf mich, d.h. einen gewaltigen Eindruck, es war das Instrument, welches der «Odi» blies, der Noviz Frater Adam, mein Schulkamerad. Wie lauter es tönte und schrenzte, desto grösser meine Freude, das war die Trompete. Das musste auch ich zur Hand nehmen! Gleich nach dem ersten Amt begab ich mich schüchtern zum P. Leo und bat ihn so herzlich, mich Trompete und Horn blasen zu lehren, dass er lächelnd alsogleich seine Zustimmung gab. Alsogleich bekam ich Trompete und Waldhorn und fing an zu blasen, dass die Wände krachten. So wollte es aber P. Leo nicht, ich musste zu meinem grössten Bedauern mich mässigen und piano machen. Item, es ging und in kurzer Zeit durfte ich auf der Orgel musizieren helfen. Hie und da griff ich schon zu stark ein, so dass die armseligen Violinspieler und Flöter und Sänger unwillig nach mir schauten, aber mir gefiel mein Schrenzen, und das war genug. Fast mit Verachtung schaute ich auf die Geiger und Flöter hin, die nur so leise weiche Töne hervorbrachten. Wer mir noch imponierte, das war der Pauker neben mir, der sich auch hören lassen durfte. Mei-

stens machten wir vereint miteinander und, weil der Pauker taktfester war als ich, hörte und schaute ich nur auf ihn, wenn er zu schlagen und zu hämmern begann, trompetete und schmetterte ich mit. Obschon diese Instrumentalmusik heutzutage verpönt ist, habe ich doch immer noch meine Freude, wenn ich sie da oder dort in einer Kirche wieder höre. «Laudate Deum in tympano et choro, laudate eum in chordis et organo» (Ps 150, 4).»

Ich war glücklich, glücklich wie noch nie

«Obschon mir die Herren in Mariastein im ganzen gut gefielen und uns Studenten gerne hatten, die Professoren wie die, welche keine Schule hielten, so kamen sie mir in ihrer schwarzen Kleidung doch nicht so poetisch vor, wie die Cisterzienser in St. Urban und die Kapuziner. Ich musste mich noch an sie gewöhnen. Das Verhältnis zu den Professoren war ein freundliches; wir liebten und achteten die meisten, machten ihnen wohl auch hin und wieder Verdruss wegen nachlässigem Lernen, aber das gehörte ja zum Geschäft. Am liebsten hatten wir freilich immer den Moderator, P. Leo, der seine Studenten liebte wie ein Vater und für sie sorgte. Hie und da war er schon ein wenig zu gut, doch konnte er dann auch wieder sehr ernst sein, wo es nötig war.

Hier lag ich also meinen Studien ob und machte die Gymnasialklassen durch, und ich fühlte mich fortwährend wie zu Hause, ich war im eigentlichen Sinn des Wortes glücklich, glücklich wie ich noch nie glücklich war, und ich möchte fast sagen, wie ich nie mehr glücklicher mich fühlte. Das war meine schöne Jugendzeit. Ganz gern und mit Lust, wie andere studierte ich freilich nicht, ich war immer etwas träg zum Lernen und ganz besonders konnte und mochte ich am Abend nach der Recreation mir keine Mühe mehr geben. Ich sass an meinem Pult, wie die übrigen Studenten an dem ihrigen, aber fortwährend dachte ich nur an den Augenblick, wo wir zur Ruhe gehen durften; am Morgen früh stand ich dann aber gerne auf, und die Arbeit ging auch leichter. So habe ich es gehalten bis auf den heutigen Tag und so wird es wohl bleiben.» (Fortsetzung folgt)